

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 35

Rubrik: Blick zurück auf Bern

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nabel der Welt

«Man» ist in Bern stolz auf einen diplomatischen Erfolg. «Man» hat Wien und Helsinki überrundet, ausgestochen. Bisher pilgerten amerikanische sowie russische Unterhändler abwechselnd nach Finnland und Oesterreich, um sich im Rahmen der «Salt»-Gespräche über die Rüstungsbeschränkungen zu unterhalten, das heißt: vom Partner möglichst große Zusicherungen zu erhalten und selbst wenigstens die Friedensliebe zu beteuern.

In Wien kommen die ebenso geduligen wie zähen Herren im Herbst zum letztenmal zusammen. Spätere Konferenzen werden nach Genf verlegt. «Man» betont in Bern in gewohnter Bescheidenheit, mit Politik habe die Dislokation rein nichts zu tun. Genf sei für beide Teile praktischer – wegen Telefon, Fernschreiber und Büro – vielleicht auch wegen Unterkunft, Verpflegung und Amüsement. Gleichzeitig freut «man» sich aber doch über das Stückchen Wichtigkeit, das aus der großen Welt in die kleine Eidgenossenschaft fließt. Wer weiß, vielleicht wird schließlich doch auch noch die Sicherheitskonferenz, von der vorläufig alles spricht, aber niemand weiß, wann und wo sie beginnen und wie sie enden könnte, nach Genf verlegt.

«Bern» ist nicht Bern

Bern und Bern sind allerdings zweierlei. Im Bundeshaus denkt «man» im eidgenössischen Großrahmen, manchmal sogar im Gerne-Großrahmen. Stadtpräsident Tschäppät dagegen versucht – mit wechselndem Erfolg – die Bundesstadt zu einem Konferenzzentrum von kontinentalem Ruf zu entwickeln. Nur leistet das Bernervolk nicht immer freudige Gefolgschaft. Vom Flughafen im Seeland will fast niemand etwas wissen. Und das stolze Projekt eines Kombi-Palastes mit Hotel, Konferenzräumen, Großgarage und Einkaufszentrum ist in der Abstimmung durchgefallen. Weshalb gießt sich das Füllhorn der Kongresse über Genf und Zürich aus? Hat Bern nicht die schönsten Lauben und den am dichtesten bevölkerten Bärengaben weit und breit? Wenn das keine Verlockungen sind! Von der eingefleischtesten Folklore zu schweigen.

Grüezi wohl, Frau Helvetia!

Was diese Folklore zuwege bringt, bewies das Kramgäßfest für die Auslandschweizer. Da hingen die Flaggen nach alter Väter Sitte zu den Geranien heraus; da wurden Schützen- und Kegelkönige erkoren, daß es eine vaterländische Lust war, da wurde übermütig angestimmt, man wolle eins jödele

Blick zurück auf Bern

und nochmals eins jödele, und sogar der Tanz wagte sich, wenn der Himmel es gestattete, unter den freien Himmel. Die Minstrelsfideliten «Frau Stürnima» und andere Fidelitäten, und damit die hohe Kultur ebenfalls zu ihrem Recht kommen, konnten die Delegierten aus dem Kongo, aus der Bundesrepublik und überhaupt aus der weltumspannenden «Fünften Schweiz» ein Symphoniekonzert besuchen und eine Stadttheater-Aufführung der «Zauberflöte». Weshalb just sie? Weil diese bereits einstudiert war und sich die Extra-Inszenierung eines Schweizer Originalwerkes nicht gelohnt hätte. Und weil sich die angeströmten Mitbürger von weither sicher unter einer bernischen Zauberflöte etwas besonders Stämmiges, Bodenständiges vorgestellt haben. Und schließlich trifft man mit Mozart nie ganz daneben. Wems nicht gefällt, der wagt es doch nicht laut zu sagen.

Nur, weils ums Geld geht?

Und noch etwas ist in Bern – jetzt ist mit Bern wieder das Bundeshaus gemeint – gelungen: Das Handelsabkommen mit der DDR. So heißt jener Staat jetzt auch bei uns; man redet nicht mehr von Ostdeutschland, sondern von der Deutschen Demokratischen Republik. Die Berliner Mauer steht zwar noch immer, und es sieht nicht danach aus, als ob sie in den nächsten Jahren abgetragen werden sollte. Aber «man» urteilt etwas weniger hart über die dortigen Zustände, als auch schon.

Solche Nuancen gehören zur hohen Diplomatie. Als vor zwei Jahren der damals noch allgewaltige Walter Ulbricht mit dem Spitzbart der Schweiz vorgeschlagen hat, die diplomatischen Beziehungen aufzunehmen, wurde sein Brief von Bern aus gar nicht beantwortet. Erstens überhaupt, und zweitens, weil man es mit Bonn auf keinen Fall verderben wollte; denn in Bonn sitzt ein außerordentlich wichtiger Handelspartner. Andererseits wäre das Land hinter der

Blick zurück auf Bern

Mauer ebenfalls als Handelspartner nicht zu verachten. Doch einer tüchtigen Diplomatie gelingt Schwieriges. Statt Botschaften werden beiderseits Handelsmissionen errichtet. Man verweigert der DDR zwar die offizielle Anerkennung, aber man anerkennt sie faktisch. Doch um die Nuancen zu unterstreichen, kommt die Handelsmission der Ostdeutschen nicht nach Bern, sondern nach Zürich.

Das trifft sich jedoch gut: In Zürich residiert auch der Vorort des Schweizerischen Handels- und Industrievereins, der unserer Diplomatie hilfreich zur Seite stand. In der «Neuen Zürcher Zeitung» hieß es zu diesem Diplomaten-Kunststück: «Man verabscheue zwar das System jenes Gefängnis-Staates, lasse aber jenen, die es wünschen, die Freiheit, auch mit dieser Art von Partner Handel zu treiben.» Etwas größer sagte es eine Zeitung aus Frankfurt: «Wenn's ums Geld geht, anerkennen die Eidgenossen sogar die DDR.»

Belastete Kollegialität

Und wie steht es mit dem Hauptgegenstand der gegenwärtigen eidgenössischen Politik, der Anschaffung von Kampfflugzeugen? Zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, wartet jedermann auf eine Entscheidung des Bundesrates. Aber dem pressiert es nicht. Wahrscheinlich weiß der Leser zur Stunde, da er diese Zeilen zu Gesicht bekommt, auch nicht mehr, als daß das Militärdepartement den amerikanischen «Corsair» wünscht. Nach wie vor. Immer noch. Und nichts anderes.

Wir haben aber ein Kollegialsystem in Bern. Im Ganzen spielt es tadellos: Was ein Departementschef vorschlägt, ist den sechs andern recht. Es hackt kein Bundesrat dem andern die Augen aus. Früher soll es derartiges gegeben haben – auch nicht zum Wohl des Landes.

Aber nun geht es hart auf hart. Was überlegen sich die einzelnen Landesväter? Pierre Graber hat von der Politik her, Ernst Brugger vom Handel mit andern Staaten her für schönes Wetter in Europa zu sorgen. Nello Celio kämpft mit dem drohenden Defizit und hätte gern möglichst viel Flugzeuge für nicht allzu viel Bargeld. Hanspeter Tschudi unterstützt diese Ansicht: Er braucht so viel für Schüler und Studenten, Alte und Kranke, daß er froh ist um jeden Franken, der anderswo eingesparrt wird – zum

Beispiel bei Flugzeugen, die nicht nur gekauft, sondern lebenslanglich gewartet werden müssen. Roger Bonvin wird froh sein, wenn man seine mannigfachen Alpentunnels nicht als Flugzeugkavernen verwendet, und Kurt Furgler weiß, was verfehlte Bestellungen mit sich bringen: Er hat seinerzeit als mutiger Nationalrat das Mirage-Aergernis so gründlich untersucht, daß ihm ein namhafter Journalist den Uebertiteln «Groß-Inquisitor» anhängte.

«Mon cher ami...»

Es ist übrigens merkwürdig, daß man im Bundeshaus – trotz der ständigen Beteuerung, man pflege «echte Information» – nie vom französischen Druck gesprochen hat, der an Erpressung grenzt: Außenminister Graber erhielt von seinem Kollegen Schumann aus Paris ein Schreiben, das zwar handschriftlich mit «Mon cher ami» beginnt, weiter aber keine Freundlichkeiten enthält, sondern den massiven Vorwurf, das französische Flugzeug «Milan» sei giftiger examiniert worden als der amerikanische Konkurrent. Von Anfang seien die prüfenden Schweizer fest entschlossen gewesen, den Franzosenvogel nicht hochkommen zu lassen. Vorwürfe, die sich leider belegen lassen. Sie sind deshalb nicht weniger peinlich.

Man ahnt nun, weshalb der Gesamtbundesrat zögert, sich zu entscheiden: Nachdem wir uns mit der EWG angefreundet haben, könnten die Franzosen plötzlich unsere Europasuppe übel würzen.

Der Ruf rund ums Bundeshaus: «Keinen von beiden, weder Corsair noch Milan» dringt nachgerade bis ins Sitzungszimmer der Landesregierung.

Kaspar Subinger



Import: A. Schlatter & Co. Neuchâtel